

Die Neue Welt

Nr. 35

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Nächte.

Von Hermann Conradi.

Das sind die Nächte, da die Finsterniß
Nicht ganz das Licht besiegt.
So bleibt durch alle Stunden
Ein zarter Schimmer unentschwunden.
Es liegt
Wie eine keusche Sonnenahnung
Die ganze Nacht am Horizont . . .
Wie eine Mahnung:
O, wirf nicht alles Hoffen zu den Todten!
Hat denn die Zukunft ihre Pfadbereiter
Und ihre Heldenstreiter
Nicht schon entboten?

Wie dieser Nächte schwarze Trauerflaggen
Nicht ganz der Tage laises Licht verhüllen,
Also muß es sich auch erfüllen:
Nicht ganz
Wird dieser Geist, der durch die Lande geht,
Allorts Verzweiflung und Verwufung sät,
In alle Herzen bittere Trübniß bringt
Und alle Sehnsuchtsflammen niederzwingt,
Nicht ganz
Wird er den letzten bleichen Glanz,
Den letzten Glauben
In meiner auserwählten Seele rauben.

Sie hält an letzter Hoffnung fest
Und schürt
In Sabbathstunden
Anüberwunden
Des Feuers kargen Rest . . .

So aber wird es sich erfüllen:
Du einem neuen Osterfest
Wird dieser zähntlochte Brand
Dereinst die Menschheit führen.
Entriegelt werden alle Thüren,
Und alle Herzen thun sich auf.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Rechtsbruders. - Von F. Niebeck.
(Fortsetzung.)

Wiederholt schon hatte der Altgefell das mir damals noch fremde Wort „Silentium!“ angerufen, ohne daß Jemand ernstlich darauf geachtet hatte. Jetzt nahm er aus einem vor ihm stehenden Kasten eine Klingel und begann heftig zu läuten. „Silentium!“ wiederholte er mit zorniger Stimme. „Wenn ich als Narr dastehen soll, dann kommt's zum Neuzerker — dann schließ ich die Lade zu!“

Diese Drohung wirkte; wie ein Schreck fuhr es in alle Glieder; Keiner regte sich mehr; alle Lippen waren verstummt. Der Altgefell hielt eine Rede, die sich auf die Verpflegung der Kranken, auf die Forderungen des Arztes und des Apothekers und auf ähnliche Dinge bezog; sie fesselte mich nicht, weil zu viel Zahlen darin vorkamen, und für die Debatte, die sich daran knüpfte, besaß ich kein Verständnis.

Ich war dicht an die Wand gerückt, betrachtete meine Umgebung und überlegte dabei, wie ich es anstellen sollte, um mit Anstand flüchten zu können. Auch beschäftigte ich mich in Gedanken mit der Drohung des Altgefelles, die Lade zu schließen. Ich vermutete, daß der offene Kasten, der mitten auf dem Tische stand, die Lade sei, und ich betrachtete ihn mit größter Ehrfurcht. Aus meiner Lehrzeit her war mir bekannt, daß die Lade den Gesellen als ein großes Heiligthum gilt; ich hatte einmal erzählen hören, daß ein Gesell aus der Vereinigung ausgestoßen worden war, weil er sich nicht entblödet hatte, mit dem Hute auf dem

Kopfe vor die offene Lade hinzutreten. Der vor mir stehende Kasten war aus starkem Eichenholz, und in den Deckel war das Tischlerwappen eingeschnitten — ein Hobel, ein Winkelhaken und darüber ein ausgespreizter Zirkel.

Die Debatte über die Krankenpflege währte nur kurze Zeit; der Altgefell erhob sich, forderte uns auf, in vierzehn Tagen ebenso pünktlich und zahlreich zu erscheinen und erklärte die Auflage für beendet. Der neben ihm sitzende Schreiber legte die Bücher, das Schreibzeug und die Klingel sorgfältig in die Lade und klappte den Deckel zu; der Altgefell schloß sie ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Mit dem Zuklappen der Lade trat eine lebhaftige Bewegung ein; die meisten der Gesellen standen auf, traten in Gruppen zusammen, plauderten, lachten und scherzten, und ich vernahm öfters das Wort „Stiefel“. Ich achtete nicht darauf; mich interessirte noch immer die Lade, und als einer der Nachbarn sich zu mir wendete, fragte ich ihn, was in der Lade alles enthalten sei. Er konnte mir keine Auskunft geben, übermittelte jedoch meine Frage dem Altgefellem, der uns just das Gesicht zuwandte, und dieser gab mir bereitwillig Anschluß. In der Lade befanden sich die Protokollbücher, deren ältestes vor vierzig Jahren geschrieben worden sei; sodann enthielte sie einige Urkunden von der Bürgermeisterei, die noch viel älter seien. Das älteste Stück sei ein Becher aus Leder, halb gefüllt mit schwarzen und weißen Steinkugeln. Mit diesen Kugeln werde der Altgefell gewählt. Die Kugeln würden bei der Wahl ausgetheilt; jeder Gesell bekomme eine schwarze und eine weiße, und eine davon werfe er in den Becher zurück. Seien alsdann mehr weiße, als schwarze

Kugeln im Becher, so gelte der Kandidat als gewählt; überwiege die Zahl der schwarzen Kugeln, so müsse ein anderer Kandidat aufgestellt werden. In früheren Zeiten habe es auch bei der Aufnahme neuer Mitglieder einer solchen Abstimmung bedurft; jetzt werde jedoch jeder anständige Gesell ohne Weiteres als Mitglied aufgenommen.

Er sagte noch, an welchen Tagen der Becher gezeigt werden dürfe und sprach noch einiges andere; ich aber war nicht fähig, noch länger zuzuhören; ich fühlte mich betroffen von der Mittheilung, daß nur jeder anständige Gesell ohne Weiteres als Mitglied aufgenommen werde, und ich zitterte wieder in der Furcht, daß einer der Herren mich genau betrachten und den anderen verrathen könne, daß ich einen höchst unanständigen Noth habe.

Doch mir blieb keine Zeit zum Versinken in trübseligen Betrachtungen; die neuen Fremde zogen mich wieder in ihre Unterhaltung und einer fragte leis und mit freundlicher Miene: „Wollen Sie den Stiefel heute schon geben?“

„Den Stiefel? . . .“

„Wenn nicht, so können Sie ja noch vierzehn Tage warten.“

„Giebt's heute einen Stiefel?“ rief lachend ein alter Gesell, der mir von Anfang an durch seine erschreckliche Magerkeit und seinen langen grauen Bart aufgefallen war, über den Tisch herüber. „Natürlich giebt's einen Stiefel, das seh' ich dem neuen Kollegen schon an!“ fügte er hinzu.

Aller Augen richteten sich auf mich, und ich stammelte verlegen, daß ich nicht wisse, was die Herren meinten. Währenddem raunte mir der freundliche Nachbar zu: „An Dem drüben lehren Sie sich nicht, der will bloß immer umsonst faulen!“

Ich hat ihn um Auskunft, was ein Stiefel sei; da ertönte jedoch die Stimme des Mitgesellen, und bald vernahm ich, daß seine Worte mir galten. Auch der Mitgesell sprach vom Stiefel, doch er kleidete seine Worte in so deutliche Form, daß ich rasch des Räthfels Lösung erfuhr und mir himmelangst wurde.

Er bedauerte, daß ein Kollege ihm in das Amt gepfuscht habe. Man möge es in Zukunft dem Mitgesellen überlassen, neuen Kameraden die Bedeutung des Stiefels zu erklären. Diese Bedeutung sei groß und edel, und man solle keinen Scherz damit treiben.

„Der Stiefel, lieber Kollege, ist bei uns das Zeichen der Verbrüderung,“ wandte er sich an mich. „Bei uns herrscht der schöne Brauch, daß wir jeden Mitgesellen als Bruder betrachten; unser Fund hat den Zweck, daß wir im Nothfalle Alle für Einen eintreten, daß wir die kranken Brüder versorgen, die Wittwen und Waisen unterstützen und Alle in Freundschaft zusammenhalten. Nun herrscht seit uralten Zeiten die schöne Sitte, daß die Freundschaft durch einen Trunk besiegelt wird. Zu diesem Zwecke ist der Stiefel da. Er wird mit Bier gefüllt, wir Alle trinken daraus, und dann ist die Verbrüderung fertig. Eigentlich soll der Stiefel erst erscheinen, wenn der neue Kamerad zum dritten Male bei uns ist, aber an diese Bestimmung haben wir uns nicht immer gehalten. Wenn wirs einem zugereisten Kameraden ansehen, daß er ein ordentlicher Mensch ist, so geben wir ihm manchmal das Recht, schon am ersten Tage den Stiefel füllen zu lassen. Ihnen, lieber Kollege, sieht man es auf den ersten Blick an, daß Sie ein anständiger Mensch sind — und wenn Sie — und Sie wollen durchaus, so kann der Stiefel auf der Stelle kommen. Aber ganz, wie Sie wollen! Soll er also kommen, oder wollen Sie warten? Der Stiefel kostet anderthalb Mark; davon zahlen Sie aber nur eine Mark; den Rest trägt die Vergnügungskasse.“

Alle Gesichter waren voll gespannter Erwartung auf mich gerichtet; ich hätte nicht „nein“ sagen können — um keinen Preis der Welt.

„Der Stiefel — der Stiefel!“ ging es frohlockend durch die Tischreihen, und ich sah, wie ein junges, bartloses Kerlchen, offenbar der Benjamin der Gesellschaft, vor Freude ganz närrisch wurde. Wie ein Quecksilbermännchen bewegte er sich auf seinem Stuhle, klatschte mit seinen Paarschändchen, wandte sich mit glückstrahlenden, lachenden Augen bald an diesen, bald an jenen Kollegen und rief und sang in einem fort: „Der Stiefel, der Stiefel, der Stie — hi — hifel!“

Der possirliche Mensch fesselte meine Aufmerksamkeit, und ich freute mich und war stolz, daß ich ihn glücklich machen konnte. Zu gleicher Zeit weinte und wehklagte meine armselige Seele um den Wochenlohn, der nun schon wieder dahin war, und inmitten der lustigen Geselligkeit verzweifelte sie an der Zukunft. Tag für Tag hatte sie gerechnet und kalkulirt, wie der Verdienst eingetheilt werden müsse, und wie lange es wohl dauern werde, bis er hinreichte zum Ankauf neuer Stiefel — und nun verdarb ihr ein anderer Stiefel das ganze Nechengerempel.

Wie merkwürdig! Ich war festen Willens, mit dem Pfennigeifer einer hehrathslustigen Dienstmagd zu sparen; ich hatte mir noch nicht das allerkleinste Vergnügen erkaufte und hatte noch keinen Groschen auf nützliche Erwerbungen verausgabt — und dennoch schmolz mein Geld beständig hin wie Eis in der Sonne. War das ein Jammer!

Aber ich gab mir keine Blöße. Mit sicherer Hand und ohne meinen Schmerz zu verrathen, legte ich eine Mark vor den Mitgesellen hin. Blieben mir von meinem Wochenlohn noch vierzig Pfennig. „Mutter, den Stiefel!“ rief der Mitgesell der Frauensperson zu, die uns mit Bier bediente.

„Ist das seine Mutter?“ fragte ich meinen freundlichen Nebenmann, worauf er lachte und meine Frage dem Mitgesellen mittheilte. Ich empfand sogleich, daß ich mich blamirt hatte. Die Scham trieb mir das Blut ins Gesicht; doch ich besah die Geistesgegenwart, in die wild ausbrechende Heiterkeit einzustimmen und mich so zu stellen, als habe ich

einen Witz leisten wollen. Aber die Kollegen ließen sich durch diesen Betrug nicht täuschen; sie wußten Bescheid und belehrten mich unter Scherzen, daß die Frau die Herbergsmutter sei.

Der Stiefel — ein mächtiges, mit Bier gefülltes Glasgefäß in Stiefelform — ließ nicht lange auf sich warten. Die Herbergsmutter brachte ihn herbei und setzte ihn mit den Worten: „Wohl gedeihts allerseits!“ auf den Tisch. Der Mitgesell erhob sich zu einer neuen Ansprache, die wiederum mir galt; er spendete der Vereinnigung der Thalunger Tischlergesellen begeistertes Lob, erzählte mir, daß ich die Ehre hätte, mit Männern an einem Tische zu sitzen, die zu den höchsten Pieren der Tischlergesellschaft gehörten, die allezeit auf gute Löhne gehalten hätten und an Tüchtigkeit den besten Meistern überlegen seien. Bei diesen Worten merkte ich, wie einige verwirrte Gestalten den gebeugten Oberkörper gerade richteten und eine würdevolle Miene aufstreckten. Besonders der Magere mit dem langen Graubart sah steif und stolz und ernst da, wie ein gemaltes Götzenbild. Der Mitgesell forderte mich auf, das gute Beispiel dieser tüchtigen Männer nachzuahmen und ihre Rathschläge zu befolgen, und er suchte mir begreiflich zu machen, daß es eine hohe Ehre für mich sei, als „Bruder“ in den „Bruderkbund“ aufgenommen zu werden. Er erhob den Stiefel, überreichte ihn mir und forderte mich auf, den „Bruderschluck“ zu trinken. Ich ergriff das schwere Glas und trank einen Schluck, dann nahm es der Mitgesell, trank gleichfalls und reichte es weiter. Der Stiefel ging von Mann zu Mann; an den Lippen des stolzen Granbarts aber schien er hangen zu bleiben, und es bedurfte energischer Zurufe und beherzten Zugreifens, ihn loszulösen. Der Benjamin begrüßte ihn mit wiederholter Freude; er machte, bevor er zugriff, mit den Armen ein paar jubelnde Flatterbewegungen; dann legte er einen Finger an den Biertrand, und nach Beendigung des „Bruderschlucks“ sah er nach, wie viel er getrunken hatte. „Zu wenig!“ rief er und wollte das Fehlende nachholen, der Hintermann entriß ihm jedoch den Stiefel, worüber der Benjamin sehr erbost zu sein schien. Für die letzten der Brüder blieben nur wenige Tropfen übrig; sie konnten nur ihre Lippen nehen.

Der Mitgesell reichte mir die Hand und sagte: „Jetzt begrüßen wir Dich als Bruder; jetzt hast Du Jeden von uns zu duzen, und wenn Du Einen mit „Sie“ anredest, kostet es fünf Pfennige für die Vergnügungskasse.“

Alle standen auf und Jeder reichte mir die Hand; ich hatte nun etwa anderthalb Duzend „Brüder“ auf einmal gewonnen, und dieses wonnige Bewußtsein verlieh mir ein reiches Maß von Zuversicht. Mochten sie nun die Schuhwische und die sonstigen Schandstellen auf meinem Anzuge entdecken! Sie waren ja meine Brüder, und bei Brüdern konnte ich mich auf gute Art entschuldigen.

Der Mitgesell hielt abermals eine Ansprache. Der Ausflug ins Gebirge sei beschlossene Sache, daher müsse an die Vergnügungskasse gedacht werden. Er schlage vor, zum Besten der Kasse das schöne Lied „Was blasen die Trompeten?“ zu singen.

„An die Gewehre! Achtung! Die Lösung ist „rei“!“

Das Lied begann, und ich sang kräftig mit:

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“

Er rei —“

Hier verstümmten die meisten Sänger; nur ich und ein Anderer sangen das Wort „reitet“ zu Ende.

Schadenfrohes Gelächter! Ein Bruder klimperte mit einer Blechbüchse, und wir zwei unachtsamen Sänger mußten Jeder fünf Pfennige zahlen. Der Mitgesell nannte eine neue Lösungssilbe; der Gesang erscholl und diesmal ereilte das Unglück einige andere Brüder. Ich nahm mir vor, genau aufzupassen, um wenigstens das kümmerliche Restchen meines stattlichen Wochenlohnes zu retten, allein trotz aller Willenskraft erlebte ich einen neuen Neinsfall und mußte einen zweiten Fünfpfennig hergeben. Alles Nichtgeben half nichts; war einmal die Melodie im Schwunge, so sang man unwillkürlich über die Grenzsilbe hinaus. Ich hatte nur ein „ich“ zu viel gesungen; anstatt bis „mar“ zu singen, hatte

ich das „ich“ noch angehängt, so daß ein „marisch“ herauskam, doch das genügte, um „Strafe“ zu zahlen. Um ganz sicher zu gehen, bewegte ich schließlich, während die Andern sangen, nur die Lippen; der Bruder zu meiner Linken aber merkte den Schwindel, dennzirte mich und ich mußte fünf Pfennige entrichten, weil ich nicht deutlich gesungen hatte. Dann kam ein neues, ganz entsetzliches Spiel. Im Kreis herum ward bis hundert gezählt, doch mußte die Drei, sowie jede Zahl, die eine Drei enthielt, ausgelassen werden. Wer eine Drei aussprach, mußte fünf Pfennige „pinken“. Der Mitgesell sagte eins; sein Nachbar zwei, der Dritte schwieg, der Vierte sagte vier usw. Das Zählen mußte sehr schnell gehen; jede Verlegenheitspause, mochte sie auch noch so kurz sein, kostete „Punkte“. Zwei Brüder notirten jeden Unglücksfall, und bei der Zahl hundert sprangen sie auf und kassirten die Gelder ein. Ich hütete mich, die Zahl drei auszusprechen, und dennoch kostete mich schon die erste „Tour“ zehn Pfennige. Das eine Mal hatte ich in der Hast meine Zahl schon genannt, als die meines Vordermannes noch nicht verklungen war; das andere Mal verwirrte mich das Schweigen des Vordermannes, auf den eine Zahl mit einer Drei gefallen war, und da ich eine kleine Pause eintreten ließ, erfuhr mein Paarvermögen abermals eine schwere Einbuße. Nach der dritten „Tour“ betrug mein Bestand noch fünf Pfennige, und nun hielt ich die Zeit zur Flucht für gekommen. Ich griff nach meinem Hut, der hinter mir auf dem Fensterbrett lag, und wollte entschlipfen; einige Brüder hielten mich indes an, und ich mußte ihnen vorliegen, daß ich wiederkomme, sonst hätten sie mich nicht fortgelassen. Im Hausflur begegnete ich der Herbergsmutter, und als ich ihr stüchtig Ade sagte, rief sie mir nach, daß ich mein Vier bezahlen möge. „Sie haben zwei Glas Bier getrunken, macht dreißig Pfennige,“ sprach sie, als ich mich erschrocken umwandte.

An diese Schuld hatte ich in meiner Unschuld nicht gedacht. Da ich kein Bier bestellt hatte, war ich nicht darauf verfallen, daß ich trotzdem meine Beche bezahlen müsse; da so viel von einer Vergnügungskasse die Rede gewesen war, hatte ich angenommen, das während der „Auslage“ getrunkene Bier werde aus dieser Kasse bezahlt. Ich befand mich der Frau gegenüber in einer tödlichen Verlegenheit, und ich suchte in den Taschen nach einem Pfande, um sie zu begütigen. Meine Ehrlichkeit war so groß, daß ich bereit gewesen wäre, der Herbergsmutter eines meiner werthvollsten Güter, nämlich die fertigen Strophen der „Sage von den sieben Galgen“ als Pfand zu geben, ich fürchtete jedoch, sie könnte den unzahlbaren Schatz nicht zu würdigen wissen, und so zog ich es vor, ihr mein schönes Taschmesser, das mir der Lehrmeister geschenkt hatte, sowie die fünf Pfennig anzubieten. Zugleich stammelte ich Entschuldigungen, wies auf den Kassenbeitrag, auf den Stiefel und auf den Gesang hin und bat sie, nicht schlecht von mir zu denken; ich gelobte heilig und theuer, in vierzehn Tagen wieder zu kommen und meine Schuld zu tilgen.

Anfänglich verhielt sie sich ablehnend und meinte, schon Viele hätten ihr gesagt, sie würden wiederkommen, doch an's Worthalten denke selten Einer; endlich aber sagte sie: „Na, wenns nur wahr ist!“ und nahm Messer und Geld.

In diesem Augenblicke traten einige Brüder in den Hausflur. Die Herbergsmutter wandte sich ihnen zu und sagte: „Der Mensch kommt wildfremd her und hat kein Geld!“

Von schrecklicher Scham ergriffen rannte ich fort, bog um die nahe Straßenecke und lief so schnell ich laufen konnte, bis ich mich einsam auf dem Felde sah. Dort warf ich mich ins Gras, verwünschte mein Schicksal und weinte wie ein kleines Kind.

Mein ganzer Wochenlohn dahin, Schulden gemacht und obendrein des Betruges verdächtig! O, daß ich längst gestorben wäre! . . . In einem anderen Wirthshause war ich noch immer den Teller schuldig, den ich einst zer schlagen hatte, als ich für den Schuster das Abendbrot bezahlen mußte. . . . Der Schuster — o wenn ich ihn doch sündel! . . .

Reute kamen des Weges; ich sprang auf und rannte weiter ins Feld. Die Sonne war längst untergegangen; die Ferne lag verhüllt im Nachtschleier. Der linde, trostreiche Abendfrieden wirkte beruhigend auf mein stürmisches Gemüth, und leise weinend gelobte ich, fortan die Menschen zu meiden und die freien Sonntagsstunden nur der Dichtkunst zu widmen. In diesem Voratz lag etwas wunderbar Beruhigendes, Versöhnendes. Mit friedensklarer Seele wanderte ich heim, stieg in meine Bodenkammer, nahm aus dem Schatzkästlein einen kleinen Nickel, ging zu einer Strampfänderin, die im Nachbarhause wohnte, und erstand einen „Schusterjungen“. So nannte man in Thalungen ein billiges lindenartiges Gebäck, das in Oberschlesien den Namen „Strumpfsöhle“ führt, und das ein edler Mensch erfinden hat für alle Armen, die sich für fünf Pfennige satt essen wollen. Ich verzehrte das zähe, schwärzliche Ding mit gesegnetem Appetit und hätte gern noch einen zweiten Schusterjungen vertilgt. Aber solche Verschwendung durfte ich angesichts der herrschenden Finanzlage nicht treiben.

Dann ging ich zu Bett, und um die finsternen Gedanken zu verbannen, beschäftigte ich mich bis zum Einschlafen mit den sieben Galgen.

Neunzehntes Kapitel.

Der neue Anzug. „Das kommt von wegen.“

Endlich der Brief — nach öden Tagen der heisererschulte und zugleich voll Furcht und Leben erwartete Brief! Wie mir das Herz pochte beim Anblick der steilen, scharfkantigen, unsicheren und doch so klaren Schriftzüge.

Ich war allein in der Werkstatt und konnte den Brief sogleich lesen. Hastig und in siebernder Erregung schnitt ich ihn auf und entfaltete den vollgeschriebenen Bogen. Nun entscheide Dich, mein Schicksal! Glück oder Verdammiß! . . .

Alles war gut! Himmel, Gold und Gloria, der Anzug sollte kommen! In wenigen Tagen schon. Und wie lieblich und sanft die Mutter schrie! Ganz ohne Vorwurf und Klage. Sie habe den Anzug sogleich beim Schneider bestellt, und ich könne vielleicht schon am kommenden Sonntag darin in die Kirche gehen. Ich sollte nur recht fleißig beten in der Kirche und immer gut und brav sein. Und den Anzug sollte ich recht sauber halten und nie an Stalkwände damit streifen, mich auch nirgends damit anlehnen, denn dadurch würden die besten Anzüge leicht verdorben. Sie verlangte ihn nicht von mir bezahlt; der Schneider sei zufrieden, wenn sie jede Woche eine Kleinigkeit abbezahle. Mit dem vielen Gelde, das ich verdiene, solle ich nur recht sparsam umgehen.

Da stand ich nun in meiner ganzen Erbärmlichkeit! Den Anzug hatte ich errungen, doch ich mußte mir immer und immer wieder sagen, daß ich zu der besten aller Mütter wie der schlechteste aller Söhne gehandelt hatte. Das böse Gewissen aber ist allezeit ohnmächtig gegen die Freude; es quält den Menschen immer erst, wenn er ohnedies leidet, und so war es nicht im Stande, mir das Glück des neuen Besitzes zu vergällen.

Wenn nur der Anzug bis zum Sonntag käme! Denn einer meiner ersten Gedanken nach dem Lesen des Briefes war, daß ich mich am Sonntag hochsein ausputzen und in den Gesellen-Bruderbund gehen wollte. Die Herbergsmutter sollte erstatten und sollte das mir gewidmete Mißtrauen bereuen, und den Brüdern wollte ich zeigen, daß ich nicht der erste beste hergelaufene Galgenvogel bin. Freilich mußte ich dort wieder Bier trinken und mit singen und zählen; aber darauf sollte mirs einmal nicht ankommen, da doch ein großer Triumph auch etwas werth war. . . .

Sonabend kam der Anzug, in Sackleinwand verpackt, an. Mein Frohsinn an jenem Tage war grenzenlos; ich arbeitete so lustig und behende, daß dem Meister, wenn er mich in gewohnter Weise ansehen wollte, wiederholt das Wort in der Kehle stecken blieb. Er sah nur verwundert zu, und zum Zeichen seiner allerhöchsten Befriedigung deutete er

zum Himmel, der sich verfinstert hatte, und sagte: „Wir kriegen ein Gewitter.“

Nur wenn er bei vollkommen guter Laune war, pflegte er mich einer freudlichen Ansprache zu würdigen, und so war ich berechtigt, mir die Mittheilung, daß wir ein Gewitter bekamen, als eine hohe Auszeichnung anzurechnen. Diese Gnade stimmte mich noch heiterer, und so durfte ich mir am Abend mit voller Zufriedenheit sagen, daß dies der schönste Arbeitstag gewesen sei, den ich in Thalungen verlebt hatte.

Am Abend öffnete ich das Paket und unterzog den Anzug am offenen Kammerfenster einer Besichtigung. Obgleich die Beleuchtung mangelhaft war, ließen sich alle Vorzüge der werthvollen Gabe genau erkennen. Der Tuchstoff war von dunkler Farbe, so, wie ich sie gern hatte, und er war dick und steif, wie Pappedel, woraus ich den wonnigen Schluß zog, daß der Anzug lange Jahre aushalten würde. An Schonung sollte es ihm bei mir nicht fehlen.

Sonntagnachmittag! Die Werkstatt war aufgeräumt, der Meister hatte sich zurückgezogen, und ich war frei. Nun, hallo, in die Bodenkammer! Das ging bei mir stets sehr flink, und schon nach wenigen Minuten stand ich im neuen Feiertag da. Schade, daß ich keinen Spiegel hatte! Aber auch ohne Spiegel glaubte ich zu erkennen, daß mir der Anzug vortrefflich saß. Die Rockärmel waren eine Viertelle zu lang, die Hosenbeine auch, und hinten stieß mir der Kragen an den Kopf, doch diese Fehler erschienen mir nicht der Rede werth. Ich zog die Hosen herauf, so weit es möglich war, und im Uebrigen erschien es mir vornehm, daß sie den größten Theil des Fußes bedeckten. Die Länge der Ärmel war schon unbequemer, doch ich hoffte, daß der Stoff mit der Zeit ein wenig „einziehen“ werde. Außerdem gewährten mir die Ärmel den Vortheil, daß ich nicht nöthig hatte, mir Handschuhe zu kaufen. Trotzdem der Anzug ein wenig zu groß und weit gerathen war, fühlte ich mich darin stark beengt, und mir war, als stecke ich in einem schweren Eisenpanzer. Das lag meines Erachtens an der Stärke und Schwere des Stoffes, die ich bewunderte und die mich zu dem Glauben zwang, daß der Anzug schweres Geld kostete. Durch die Länge der Hosen wurden auch die schiefen Stiefelabsätze verdeckt, und so fehlte nichts zur Vollkommenheit. Mit gehobener stolzer Stimmung marschirte ich ab, und das einzige Unbehagen bestand darin, daß ich bei jedem Schritt auf die Hosenenden trat; ich sagte mir, daß die Hosen darunter leiden müßten.

Diesmal wich ich den Menschen nicht scheu aus, wie ich es an den beiden letzten Sonntagen gethan hatte; ich wählte sogar einen Bürgersteig, auf dem die vornehmsten Leute der Stadt zu promeniren pflegten, und ich ging wiederholt langsam um den Ring, um mich den Mitbürgern in meiner neuen Verfassung zu zeigen. Hatte mich etwa Einer oder der Andere in dem alten Anzug gesehen, so sollte der neue ihn belehren, daß es falsch sei, ein voreiliges Urtheil über einen Menschen zu fällen.

In die Herberge kam ich viel zu früh. Noch war kein Gesell anwesend. Die Herbergsmutter kam herbei, blieb überrascht stehen und gaffte mich an, als sei ich eine wildfremde Erscheinung. Sie grüßte erst, nachdem ich ihr einen guten Tag gewünscht hatte.

„Sie bekommen noch ein paar Pfennige — ich glaube, fünf und zwanzig sinds“, sagte ich leichthin, und während ich das Portemonnaie zog und den Betrag bezahlte, suchte ich den Anschein zu erwecken, als verfügte ich über ein ganzes Vermögen. Die Frau nahm das Geld und holte das Messer herbei, das ich ihr als Pfand überlassen hatte. Wieder betrachtete sie mich mit verwunderten Augen, und ich empfand das als eine große Genugthuung. Deutlich glaubte ich auf ihrem welken Antlitz die Reue zu lesen über das mir erwiesene Mißtrauen. Das stimmte mich milder, und ich sagte freundlich: „Es giebt heut zu Tage so viele schlechte Menschen, daß man keinem mehr traut. Sie konnten ja nicht wissen, wer ich bin. Ich möchte nun ein gutes Glas Bier trinken.“

Ohne ein Wort zu erwidern, holte sie das Bier, das ich sogleich bezahlte. Ich deutete ihr Schweigen als übergroße Verlegenheit; gewiß hielt sie mich meines kostbaren Anzuges wegen für sehr reich, und aus meinen Manieren mochte sie ersehen, daß ich kein Tischlergefell gewöhnlichen Schlages sei. Mir fiel es nicht ein, sie dieses schönen Glaubens zu berauben; ich suchte sie vielmehr durch allerlei großthuerische Geberden darin zu bestärken, und ich kam mir dabei selbst wie eine gewichtige Persönlichkeit vor.

Ein gütiger Strahl der Glückssonne kann bewirken, daß der armseligste und bescheidenste Narr im Handumdrehen ein vollendeter Prozeß wird. Er wird es um so leichter, je tiefer er von den Menschen gedemüthigt worden ist. Prozeß zu sein ist dann für den Aermsten eine Wohlthat, eine Banne — ist seine Rache.

(Fortsetzung folgt.)



Wohnungssuche und Anzug.

Von Dr. G. S.

Die Sorgen und Kosten, die gar viele, namentlich weniger bemittelte Menschen bei einem Wohnungswechsel durchmachen, sind allzuoft so groß, daß die davon Betroffenen das Gefühl haben, als müßten sie ihre Leiden mitfühlenden Seelen klagen, und als wäre die Dessenlichkeit keinmal verpflichtet, diese Leiden durch ihre Mithilfe zu lindern. Auch ist es nicht immer nöthig, erst durch Schaden klug zu werden; mancher Wink von einer Seite her, wo man entweder auf diese Weise oder anderswie „klug“ geworden ist, kann zur richtigen Zeit viel Unheil verhüten und mindestens auf die — in solchen Fällen begreiflicherweise etwas aufgeregten — Gemüther beruhigend wirken. In diesem Sinn sollen hier einige Rathschläge gegeben werden, die theils eigenen Erfahrungen, theils der Ueberlegung über das, was dabei hauptsächlich in Betracht kommt, entstammen.

In erster Linie kann sich die Frage erheben, ob man überhaupt gut thut, seine Wohnung zu wechseln. So sehr dies nun auf die besonderen Umstände des jeweiligen Falles ankommt, so lassen sich doch noch etliche allgemeine Grundsätze aufstellen. Zuvörderst der: man solle, wenn es nur einigermaßen angeht, seine Wohnung lieber behalten als vertauschen. Mit Recht sagt ein altes Sprichwort: „Zweimal umgezogen ist einmal abgebrannt“; und wen die Noth zu häufigem Umziehen innerhalb kurzer Zeit zwingt, der ist mehr als viele Andere zu bedauern und einer wenigstens geistigen Unterstützung werth. Schon die baaren Auslagen eines Umzugs sind schwerlich zu überschätzen; denn zu den vielleicht nicht einmal allzu hohen Kosten des eigentlichen Umziehens kommen die vielen vorerst kaum übersehbaren Nebenauslagen, die von einer solchen Angelegenheit nicht gut zu trennen sind, auch wenn man diese nicht, wie es meistens der Fall ist, nur als Gelegenheit zu Anschaffungen, Ausbesserungen usw. benützt, die man sich sonst erspart hätte. Zudem weist gerade dies auch wieder auf Vorzüge eines Wohnungswechsels vor dem Beibehalten der Wohnung hin. Jeder Umzug ist in diesem und noch in manchem anderen Sinn eine Auffrischung des gesammten, besonders des häuslichen Daseins und kann deshalb selbst in gesundheitlicher und moralischer Hinsicht gerathen sein. Nur heißt es erwägen, ob diese Auffrischung wirklich noth thut und nicht bloß ein Luxusbedürfnis ist, ob sie ferner nicht besser anders zu erreichen wäre, und ob sie endlich nicht unter Opferung wichtiger Vortheile geschieht. Man kann auch jenem alten Sprichwort das neuere Wort entgegenhalten: „Besser zweimal umgezogen als das ganze Jahr hindurch schlecht gewohnt.“ Außerdem bringen unsere modernen Verhältnisse gegenüber dem früheren Festhalten an altgewohnten Behausungen eine solche Unruhe in unser Bohnen hinein, daß wir uns von vornherein damit wie mit den Auswegen zur Erleichterung dieses Uebelstandes vertraut machen sollten.

In zweiter Linie kommt abermals etwas in Betracht, was noch vor den Berührungen mit den zu besichtigenden und mit der ausgewählten Wohnung liegt: wir meinen die Absichten, mit denen sich der Wohnungsuchende auf seinen Weg macht. Hier handelt es sich um Zweierlei: einerseits um die allgemeine Beschaffenheit, die Jemand von seiner Wohnung verlangt, also hauptsächlich um ihren Preis, andererseits um den Ort, wo er sie zu finden hofft. In jener Beziehung fragt es sich natürlich zunächst nach der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Höhe, auf der Jemand nun einmal steht. Allein hier wird im großen Ganzen diese Höhe, mithin das Gesamtbudget, nicht richtig in Betracht gezogen. Ärmere Leute sind durch unsere Bauver-

hältnisse fast durchgehends gezwungen, relativ zu theuer zu wohnen; ein Uebelstand, dem sie allerdings nicht selber, sondern die öffentlichen Mächte steuern können und sollen. Sonst aber läßt sich sagen, daß für das Wohnen und die damit zusammenhängenden Bedürfnisse verhältnißmäßig zu wenig ausgegeben, daß hier — gegenüber anderen beliebigeren Ausgaben, ja selbst Verschwendungen — am unrechten Orte das Geld und die Aufmerksamkeit gespart werden. Allerdings hängt von der Kostbarkeit und Größe einer Wohnung theilweise der Grad der übrigen Aufwendungen ab, und eine zu vornehme Wohnung kann ihren Besitzer zu Grunde richten. Doch gilt dies eben nur bedingungsweise; und hütet man sich einmal vor dem Ueberschreiten dieser Grenzen, so darf und muß man sich unbesorgt sagen: Das Wohnen verträgt am wenigsten eine Einschränkung. Zu sparen ist an anderen Dingen: vor Allem an dem in den meisten Kreisen zu üppigen Essen, zumal was die Genußmittel betrifft, und an den Kosten des sogenannten Verkehrs, namentlich dessen, der sich nach außen hin abspielt. Im Allgemeinen mag auf die Wohnungsmiete, wenn man sein hinreichendes Einkommen hat, ein Sechstel davon gerechnet werden, so daß einem monatlichen Gesamtbudget von 300 Mark eine Miete von 50 Mark entspricht. Bei niedrigerer wirtschaftlicher Lage dürfte ein Sechstel schwerlich genügen; wer monatlich nur halb so viel hat, wird sich voransichtlich nicht auf entsprechend weniger, sondern etwa auf ein Fünftel, also 30 Mark, einrichten müssen. Die durch eine abgelegene Wohnung verursachten Fahrkosten können in das Wohnungsbudget eingerechnet werden.

Die andere erwähnte Rücksicht war die auf den Ort, der für eine Wohnung ins Auge zu fassen ist. Hier sind vor Allem zwei Grundsätze maßgebend, ein älterer und ein neuerer. Jener sagt: Jeglicher Arbeiter soll möglichst weit von seinem Arbeitsort entfernt wohnen. Gewöhnlich bevorzugt man das Gegentheil und liebt eine dem Geschäft oder der sonstigen Stelle des Berufslebens möglichst nahe Wohnung. Dies ist jedoch — ausgenommen vielleicht Verufe, die ohnehin an die körperliche Bewegung viel Anforderungen stellen — aus gesundheitlichen Gründen unzweckmäßig und führt leicht zu einer „Versumpfung“ in mannigfachen Sinn. Der andere, neuere Grundsatz kommt mit jenem älteren Genossen einigermaßen überein; er sagt: Man soll möglichst weit vom Mittelpunkt der Stadt oder des Ortes überhaupt, auf den man angewiesen ist, entfernt wohnen. Auch dieser Grundsatz beleidigt die liebe Gewohnheit und mag anfangs manche Verwunderung erregen. Indessen wird er heute bereits thatsächlich in einem immerfort, wenngleich langsam steigenden Maß angewendet. Unsere Städte,

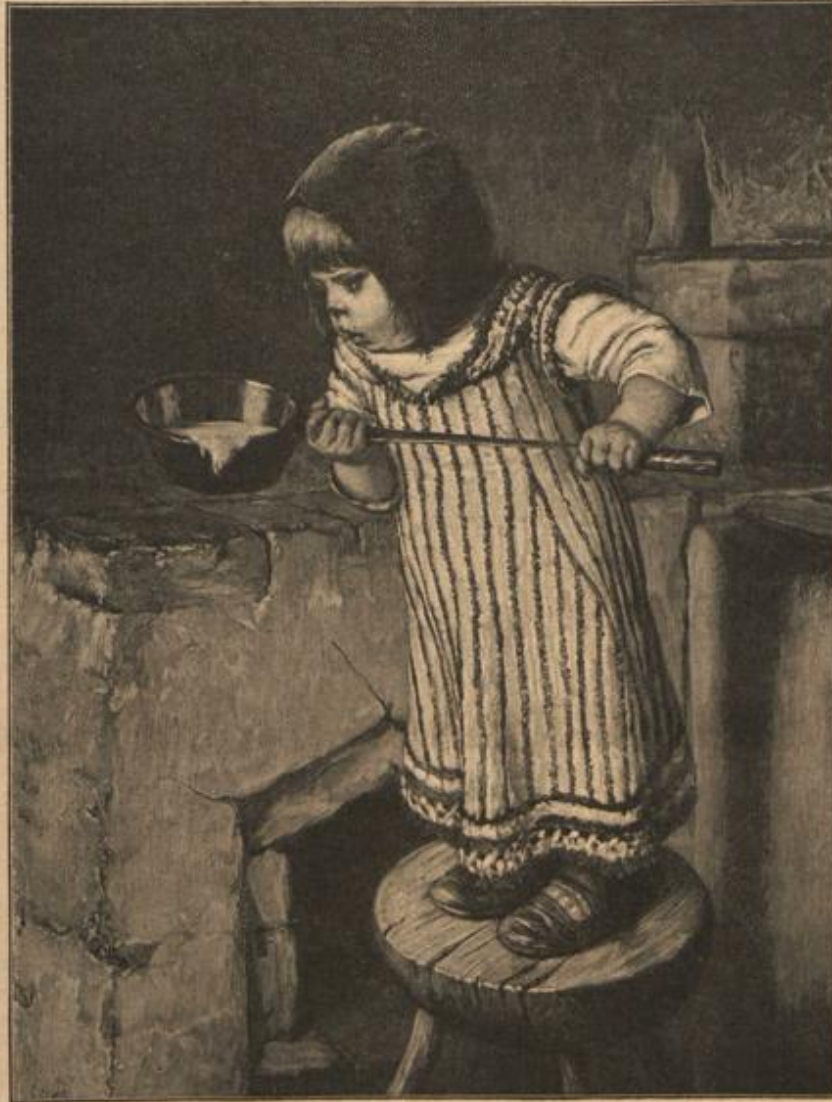
wenigstens die größeren, umgeben sich bereits in ausgedehnter Weise mit einem Kranz von halb ländlichen Wohnungen; das System der Cottageshäuser, der Villenkolonien usw. bricht sich Bahn; die Verkehrsmittel passen sich, allerdings viel zu langsam, diesen Veränderungen an. Noch sind die Vortheile eines solchen freieren Wohnens theils nicht ausgebildet und ausgebreitet genug, theils dem großen Publikum nicht so geläufig, wie sie es sein sollten. Sie können hier nicht erörtert, sondern nur kurzweg erwähnt werden. — Schließlich müssen wir noch die Vorliebe der meisten Leute erwähnen, bei einem Wohnungswechsel in der alten Gegend zu bleiben. Auch diese Gewohnheit verdient, sofern sie nicht besondere Gründe stützen, bekämpft zu werden

Ein neugebautes Haus soll man nach einem bekannten Spruch im ersten Jahre seinem Feind, im zweiten seinem Freund überlassen und erst im dritten Jahre selber beziehen. Bevorzugen wir also ältere Häuser, sofern sie noch nicht baufällig sind. Auch die nächste Umgebung ist zu beobachten; viele Birken z. B. verrathen einen feuchten Boden. Den Werth der frischen Luft ferner wird man nicht leicht verkennen; Kellerwohnungen, selbst Wohnungen, die gegen enge Höfe gelegen sind, usw. braucht man wohl nicht eigens widerathen. Weniger leuchtet so Manchem der Werth des Lichtes, ja gerade des unmittelbaren Sonnenlichtes für eine Wohnung ein, so einleuchtend gerade dieses sein sollte. Es kommt geradezu eine Scheu vor sonnigen Wohnungen vor; demgegenüber bedenke man mindestens, daß man gegen zu viel Sonne sich leicht schützen, zu wenig Sonne aber nicht ersetzen kann. Wir ziehen deshalb eine mehr südlich gelegene Wohnung einer mehr nördlich gelegenen vor. Namentlich sollen das Schlafzimmer die Morgensonne und die Wohnräume die Vormittagsonne haben; die Küche und etwaige Nebenräume, selbst das in der gewöhnlichen Vertheilung der Räume zu sehr bevorzugte Empfangszimmer verbleiben der Schattenseite. Immerhin braucht man nördlichere Wohnungen nicht ängstlich ausschließen, wenn nur sonst die gesundheitlichen Bedingungen erfüllt sind. Verschiedene andere von diesen werden dem, der sich einmal gewöhnt hat, auf derlei Dinge zu achten, leicht von selbst in die Aufmerksamkeit fallen. Im Allgemeinen läßt sich noch eine möglichst freie Umgebung, schon um der Bewegung der Kinder willen, als eine Hauptforderung hinstellen.

Was nun die hinter der Gesundheitsfrage stehenden Rücksichten betrifft, so ist zunächst eine wichtige Unterscheidung nöthig. In besseren, theureren Wohnungen und abgesehen davon in mehr städtischen Behausungen erhält der Miether meistens eine gut eingerichtete Wohnung und kommt dann mit dem Vermiether wenig in Berührung. Anders bei ärmeren Verhältnissen und in mehr stadtfernen, gar erst geradezu ländlichen Behausungen. Hier hängt die Vervollkommnung der von vornherein meist ungenügend eingerichteten Wohnung von den Vereinbarungen zwischen Miether und Vermiether ab, und späterhin kann Dieser Jenem, namentlich

was die Nebenbedürfnisse des Wohnens betrifft, auf Schritt und Tritt zur Qual werden — um so mehr, als ein gar großer Theil der Hausbesitzer den weniger angenehmen Gesellschaftsrichtungen angehört. Man schlage also die Eigenart des Vermiethers mit zu den Eigenarten der Wohnung und bedenke, daß sich manche Fehler dieser durch ein Entgegenkommen des Hansherrn oder der Hausfrau mildern lassen. Eine Erkundigung bei den früheren Inhabern der Wohnung empfiehlt sich ebenso, wie man sich über einen Dienstboten bei seinen früheren Dienstherrn erkundigt. Um den Klatsch zu vermeiden, mag man sich darauf beschränken, zu fragen, von wem die Kündigung ausgegangen ist, und welche allgemeine Art von Gründen — sagen wir: „äußere“ und „innere“ Gründe — dazu geführt hat.

Am letzten unter den Rücksichten, die eine Wohnungswahl bestimmen können, soll die auf den Prunk, auf die sogenannte Ausstattung der Wohnungen stehen. Wie wenig eine solche, meist nur dem Prozeß und der Preistreiber dienende „Schönheit“ werth ist, das ließe sich noch sehr eingehend zeigen. Hauptsächlich bedenke man, daß die wahre Schönheit einer Wohnung erst aus ihrer Erfüllung mit dem täglichen Leben der Bewohner hervorgeht.



Vorwiegend. Nach dem Gemälde von Hermann Kaufbach.

— namentlich weil sie den einen der oben genannten Vortheile des Wohnungswechsels, die Auffrischung, verringert.

In dritter Linie steht nun die Auswahl einer Wohnung unter allen besichtigten und verfügbaren. Daß hier sehr viele und verschiedene Rücksichten zu befolgen sind, deren richtiges Zusammenhalten erst eine passende Wahl ergibt, weiß und beachtet wohl Jeder. Weniger gewußt und beachtet wird hingegen das unterschiedliche Gewicht jeder einzelnen von diesen Rücksichten, die Nothwendigkeit, in Zweifelsfällen die einen den anderen, das kleinere Uebel dem größeren zu opfern. Als die wichtigste unter diesen Rücksichten läßt sich unbedenklich die gesundheitliche voranstellen. Sie ist schon deshalb so wichtig, weil von der Gesundheit Derer, die eine Wohnung ständig benutzen, so viele andere Ansprüche abhängen. Gesundheitmangel kostet in weit höherem Maße Geld, als Mangel an Geld einen Gesundheitmangel kostet. Man achte also in erster Reihe darauf, daß eine Wohnung den hygienischen Anforderungen entspreche, und verzichte nöthigenfalls lieber auf andere als auf diese Vortheile. Worin sie bestehen, ist bereits oft genug gesagt worden. Zuverörderst kommen Trockenheit, Licht und Luft.

Kommen wir viertens zum Abschluß des Miethvertrages, so wird es sich im Allgemeinen empfehlen, sich dabei juristisch sicher zu stellen; also alle Bedingungen schriftlich festzusetzen und den Vertrag in zwei Exemplaren mit der Unterschrift beider Theile auf jedem anzufertigen. Man überschätze jedoch nicht die Bedeutung einer solchen juristischen Sicherheit. Wer das Seinige nicht thun will, kommt auch über seine schriftlichen Verpflichtungen hinweg oder umgeht sie oder rächt sich auf andere Weise; wer hingegen das Seinige thun will, der thut es auch ohne Gesetz. Die Thatsachen, also hauptsächlich die Persönlichkeit des Vermiethers, sind schließlich doch gewichtiger als die Normirungen. Aus beiden Gründen

reichenden Wagen können unberechenbaren Schaden anrichten und kommen selbst für die direkten Auslagen kaum billiger. Sogenannte Dauernwagen sind durchaus zu vermeiden; ein richtiger Möbelwagen ist unentbehrlich und verlohnt sich selbst bei hochschneidem Preis. Der Versuch mancher Leute, bei kleineren Entfernungen „selbst“ umzuziehen, straft sich alsbald. Sogar für die Arbeit des Einpackens und namentlich für die des Aufstellens, Aufhängens usw. verlohnt sich die Zuziehung fachkundiger Arbeitsleute.

Die Zeit des Umzuges ist ebenfalls sorgfältig zu beachten. Man wähle die bestmögliche Jahreszeit. Die ältere bayerische Einrichtung, welche die Ziehzeiten oder „Ziele“ auf Ende April („Georgi“)

„etwas zu thun“, nicht sobald wiederkehrt. Die bei der gesammten Angelegenheit gemachten Erfahrungen aber mögen gleich Andenken bis zum nächsten Umzug aufbewahrt bleiben.

Annedore.

Skizze von G. Macary.

Albert sah vor dem Schreibtisch und suchte: lange, schmale Schrift, zierliche runde Schrift, Buchstaben wie aus dem ABC-Buche. Seine Frau kam herein und sah ihm eine Weile zu, verwundert und forschend. Aber er bemerkte sie nicht.



Vater und Mutter zugleich. Nach dem Gemälde von Toby E. Rosenthal.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

aber, aus dem juristischen und aus der Rücksicht auf die Verhältnisse, wie sie nun einmal sind und sich gestalten werden, ist es dringend gerathen, alle Vereinbarungen vor Zeugen zu machen, schon wegen des moralischen Einbruchs auf den Vermiether. Man gehe demnach auf die Wohnungssuche nicht allein. Im Uebrigen kann nicht genug betont werden, wie sehr bei all dem das Persönliche im Vordergrund steht; darum ist auch alles Indirekte, alle Anshilfe durch Dritte, durch Zeitungen, durch Bureau usw. dem unmittelbaren persönlichen Darangehen weit nachzustellen.

Fünftens der Umzug selbst. Für ihn gilt zuvörderst das Gleiche wie für die Stellung der Wohnungskosten in unserem Budget: auch hier darf nicht gespart werden. Ungenügende Verpackung der kleineren Gegenstände, Wahl eines billigen Transporteurs mit ungeordneten Packern und insbesondere mit unzu-

und Ende September („Michaeli“) festsetzte, zeigt trotz ihrer heutigen Unbranchbarkeit, daß die Zeit von Oktober bis in den April hinein für Umzüge besser zu vermeiden ist. Ebenso meide man innerhalb eines Tages die Dunkelheit, lasse vielmehr den Umzug möglichst früh am Morgen beginnen. Auch der Anfang der Vorbereitungen zum Umzug ist nicht gleichgültig; man dränge die Arbeit nicht auf die letzten Augenblicke zusammen und überlege auch die Besorgungen der letzten Stunde, das Handgepäck usw. bei Zeiten. Die Aufstellung der Möbel soll vorher durch eine Planzeichnung mit Hilfe von Ausmessungen festgestellt sein.

Ist endlich jene mit Recht gefürchtete Zeit des eigentlichen Umzugs, sozusagen die Krisis, vorüber, so erinnere man sich, daß eine so günstige Gelegenheit, seine Habe wieder in Stand zu setzen und zu vervollkommen und sonst noch für die Wohnung

„Guten Tag, Albert!“ sagte sie leise und legte Hut und Mantel auf den Tisch. Er gab keine Antwort.

Die Briefe mit den langen, schmalen Bänden nahm er herans. Er faltete jeden auseinander und las ihn. Dann ordnete er sie der Reihe nach.

Bei dachte er an Diejenige, die diese Briefe geschrieben hatte: an Annedore. Er dachte an ein kleines Hänschen in der Vorstadt draußen und an ein einfaches Zimmer. In dem Zimmer war Alles blank und sauber und Blumen standen an den Fenstern.

Dann dachte er an eine alte Frau, die dort in der Fensternische gesessen, und an ein Mädchen mit braunem welligen Haar und braunen Augen. Er sah sie vor sich, die große, schlanke Gestalt mit den weichen Formen und mit den langen, schmalen Fingern.

Einstmals war dies sein stilles Glück gewesen. Annedore hatte er geliebt mit jener ruhigen, verschwiegenen Liebe, die keinen Tannsel kennt und keine

Hast. Diese Liebe war damals, als die ersten Stürme tobten in seiner Seele, wie ein sanfter, kühlender Hauch gewesen, wie ein Ruhepunkt, nach dem er flüchtete, wenn Sorge und Schmerz in ihm ihr wirres Spiel trieben.

Und Annedore war ihm treu ergeben gewesen, so, wie es alle die stillen Frauen sind, die sich selbst vergessen um eines Anderen willen, und die nur diesen Anderen kennen, nur an ihn denken und nur ihn lieben.

Hast drei Jahre hatte ihn Annedore so geliebt, und vielleicht hatte sie die geheime Hoffnung gehabt, daß es immer so bleiben werde. Vielleicht — obwohl niemals davon gesprochen worden war. Sie selbst hatte es nie gewagt, es je mit einem Worte anzudeuten, und er, er hatte garnicht daran gedacht. Annedore aber hatte es für selbstverständlich gehalten, daß sie ihn lieben müsse: auch ohne sein Versprechen.

Aber es war eine seltsame Liebe gewesen, die zu Annedore. Er war es immer gewesen, der empfing, all das Gute und Wohlthunende, das man in der Liebe nur empfangen kann. Er dachte daran, wie oft er rauh und verstimmt und tief gedrückt gekommen war, und wie sie Alles in ihm geglättet hatte mit ihrer zarten, schlichten Art. Ein Jahr wohl war er täglich dort gewesen, und täglich hatten ihn diese braunen, klugen Augen mit milder Freude begrüßt.

Hernach waren die Besuche seltener geworden. Nur dann, wenn es ruhelos in ihm war, wenn er sich nach etwas Unbestimmtem gesehnt hatte, war er wiedergekommen.

Aber das Leben war immer härter und schroffer an ihn herangetreten, und die Sehnsucht nach Neuem und Großem, die Sehnsucht nach unerreichten Zielen hatte ihn das kleine Haus in der Vorstadt vergessen lassen.

Noch ein-, zweimal war er dort gewesen, wenn ihm Annedore selbst geschrieben hatte. Dann hatte er sich plötzlich eingebildet, er hätte lange, lange nach Etwas gesucht — und Das sei es gewesen.

Dann aber war er ganz ausgeblieben. Auf einen letzten Brief hatte Annedore keine Antwort erhalten und hatte angenommen, daß er fortgezogen sei und sie nun vergessen habe, und daß er nie mehr wiederkommen werde. So hatte sie angenommen, und weil es nun einmal so war, daß ihr Leben keinen Sinn hatte ohne ihn, so hatte sie still ihr Leben abgeschlossen in Einsamkeit und an das gedacht, was einmal war. Und diese Erinnerung an eine entschwundene Vergangenheit sollte ihr die ganze Zukunft ersetzen.

Aber in den letzten Tagen mußte ihn Annedore gesehen haben, denn es kam ein Schreiben von ihr, in welchem sie ihn bat, er möchte ihr die wenigen Briefe zurückgeben, die er noch von ihr festige: wenn er sie je noch aufbewahrt habe. Und sie werde selbst kommen, sie zu holen — denn noch ein einziges Mal möchte sie ihn sehen. Sie hoffe, daß er diesen ihren letzten Wunsch nicht übel denken werde.

So schrieb sie und aus jedem ihrer Worte klang es wie stiller Dank.

Er sann und sann. Es erschien ihm so seltsam, daß Annedore noch Dank für ihn haben könne, und er fragte sich, wie er dies verdient habe. Und dann dachte er darüber nach, was er doch thun könne — irgend etwas, wodurch er diesen Dank wirklich verdienen würde. Er empfand, daß es etwas geben müsse, etwas Stilles, Großes, das eine Entschädigung und doch ein Abschied sei: und das über die häßliche Art hinwegsetze, mit der er Annedore verlassen hatte.

In der Ecke am Kamin saß seine Frau in einem Schaukelstuhl und fror. Sie fragte sich im Stillen, wozu sie so demüthig hier sitze und warte: auf ein fremdliches Wort, auf einen freundlichen Blick. Das war es, was ihr so wunderbar und räthselhaft erschien.

Eine gute Weile schon hatte sie eine Frage auf den Lippen und meinte doch, daß sie ihn nicht stören dürfe. Aber dann knälte sie die Knie.

„Was thust Du?“ fragte sie halblaut.

„Ich lese Vergangenenheiten,“ gab er zur Antwort. „Da ist Eine, die war und nicht mehr ist. Eine, die lebt und doch lange, lange begraben ist.“

Und er dachte darüber nach, ob er sagen solle: „Wie schön Du bist, Annedore! Wir haben uns lange nicht gesehen.“

Nein, das nicht.

Vielleicht war sie krank gewesen und sah bleich und verkümmert aus. Aber auch sonst: hätte es nicht häßlich geklungen? Wäre es nicht wie ein Hohn gewesen? Was galt ihre Schönheit nunmehr ihm?

Aber da pochte es schon; leise und schüchtern. Frau Helene rief „Herein!“ und sah verwundert das Mädchen in schwarzem, schlichtem Kleide an.

Albert blickte auf: ja, das war sie. „Wie sonst, wie sonst!“ dachte er, stand auf und reichte Annedore die Hand.

„Ich habe Dich erwartet!“ sagte er ruhig und freundlich. Und dann: „Dies ist meine Frau.“

Annedore zuckte eine wenig zusammen, als sie sich verbeugte, und wurde noch bleicher. Sie sah so schön aus, wie damals, als er sie liebte. Fast schöner noch, denn ihre Züge trugen die stille Glorie des Schmerzes.

Eine Zeit lang sprachen sie von gleichgültigen Dingen und keines wagte es, die Vergangenheit zu berühren.

Dann bat Annedore um ihre Briefe, und Albert zog ein blaßes rosa Paud um das Paudet, das er ihr reichte.

„Sieh, Annedore,“ sagte er langsam dazu, „so ist das Leben. Es kommt und glüht und geht und verlischt.“

Und sein Gesicht hellte sich auf. Er faßte ihre Hand und zog sie zu sich und küßte sie.

Dann sagte er zu Helene: „Ihr danke ich drei Jahre Glück.“

Annedore nickte und lächelte. Ihr Lächeln war wie eine innige, tiefe Veröhnung und leise, ganz leise sprach sie: „Denke stets gut von mir, wenn Du an mich denkst.“

Dann ging sie. — — —

Es war lange still im Gemach. Dann wandte sich Albert zu seiner Frau. Er bengtete sich zu ihr nieder und sprach: „Das Leben kommt und glüht. Das Leben geht und verlischt.“

Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

VII.

Die Planeten Merkur und Venus.

Zwei Welten giebt es, welche der Sonne näher stehen als unsere Erde, der Planet Merkur, dessen Masse nur $\frac{1}{11}$ der Erdmasse beträgt, und die der Erde hinsichtlich Größe und Dichtigkeit nahezu gleichende Venus; ersterer vollendet seinen Umlauf um die Sonne in etwa 88, letztere in 225 Tagen.

Sehr gering sind nun unsere Kenntnisse über die physikalischen Verhältnisse des sonnennahen Merkur, denn der kleine Ball mit einem Durchmesser von nur 671 Meilen entfernt sich nie weit von der Sonne, deren strahlender Glanz der Beobachtung äußerst hinderlich ist. Mit Bestimmtheit wissen wir nur, daß die Sonnenscheibe vom Merkur aus gesehen 7 mal größer als von der Erde aus erscheint und daß infolge der großen Exzentrizität der Merkurbahn außerordentliche Licht- und Wärmeschwankungen auf ihm zu erwarten sind. Zur Zeit der Sonnenferne erhält der Merkur 5 mal mehr Licht und Wärme, bei seiner größten Annäherung von $6\frac{1}{4}$ Millionen Meilen dagegen das Giffache des der Erde Gespendeten.

Bis in die neueste Zeit war man sogar hinsichtlich der Rotation des Merkur, welche man auf 24 Stunden 5 Minuten angab, im Irrthum, und erst Schiaparelli in Mailand wies vor einigen Jahren nach, daß dieser Nachbar der Sonne gar keine eigentliche Umdrehung besitze, sondern, analog dem Monde, dem Zentralkörper, in diesem Falle der Sonne, stets dieselbe Seite zuehere.

Ob der Merkur nun eine Lufthülle und Wasser besitzt, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit nachzuweisen gewesen; neuere Beobachtungen machen sogar wahrscheinlich, daß, genau wie bei unserem Monde, diese Stoffe schon von der Oberfläche auf Nimmerwiederkehr verschwunden sind. Sollte dieses jedoch nicht der Fall sein und sollte der Merkur noch eine Lufthülle und Wasser besitzen, so würden die meisten der wunderbaren Zustände, welche auf der uns benachbarten Venus mit nahezu absoluter Sicherheit vorauszusetzen sind, auch auf dem Merkur voraussetzen sein, wenn auch infolge der erheblichen Exzentrizität der Merkurbahn mit gewaltig schwankender Intensität.

Abgesehen nun von der Größe herrscht überhaupt zwischen den beiden inneren Planeten, Merkur und Venus (man nennt sie innere, weil sie ihren Lauf um die Sonne innerhalb der Erdbahn vollenden), in mehrfacher Hinsicht eine große Ähnlichkeit. Beide leuchten in strahlendem Glanze, zeigen Phasen (Lichtgestalten) wie unser Mond und lassen Details ihrer Oberfläche nur äußerst selten erkennen.

Bei dem fernem Merkur wäre letzteres nun durchaus nicht auffallend, aber daß auch die Venus, welche von allen Weltkörpern, mit Ausnahme unseres Mondes, uns am nächsten kommt und zeitweilig sich uns bis auf $5\frac{1}{4}$ Millionen Meilen nähert, um sich dann allerdings auch wieder auf 36 Millionen Meilen zu entfernen, so sparsam mit Enthüllungen ist, dürfte billig Wunder nehmen.

Aber gerade ihr blendender Glanz, offenbar der Hülle eines den ganzen Planeten umhüllenden, dichten Wolkenmantels — man denke an das blendende Weiß früherer von der Sonne beschienener Wolkensitze, die Summe von Billionen mal Billionen winziger Spiegelbilder der Sonne — erzeugt auf den Wandungen der kleinen Wasserdampfbläschen, ist das Hinderniß der Beobachtung.

Der Erste, welcher Flecken auf derselben erblickte, war um 1670 Dominique Cassini, welcher darnach die Rotation der Venus auf etwa 23 Stunden schätzte. Etwa 60 Jahre später (1726) erst wurden dieselben wieder gesehen, und zwar von dem römischen Astronomen Bianchini, welcher mitten auf der Venuscheibe sieben zum Theil zusammenhängende, dunkle Flecken erblickte, welche er wohl richtig für Meere hielt, die ihren Ort aber so wenig veränderten, daß darnach völlig abweichend von Cassini, die Rotation auf 24 Tage 8 Stunden ermittelt ward.

Jetzt nahm der jüngere Cassini die Beobachtungen seines Vaters wieder auf und glaubte hieraus die Zeit der Umdrehung, in Uebereinstimmung mit seinem Vater, auf 23 Stunden 15 Minuten ableiten zu dürfen. Lange Jahre ward ernsthaft über diesen Punkt gestritten, bis 1840—42, zu welcher Zeit de Vico den Streit entschied und zwar zu Gunsten Cassinis und behauptete, daß eine Venusrotation 23 Stunden $21\frac{1}{2}$ Minute erfordere.

Aber auch dieses war irrig, denn der scharfblickende Schiaparelli wies in den letzten Jahren nach, daß die Venusrotation ein volles Venusjahr erfordere, da der Weltkörper der Sonne stets dieselbe Seite zuwende.

Allerdings versuchte Flammarion in Paris im Jahre 1895 die Ansicht Schiaparellis zu widerlegen und die Rotation auf 24 Stunden zu fixiren, auch erklärte er, Schneezonen gleich denen des Mars gesehen zu haben, aber bis jetzt haben seine Beobachtungen keinerlei Bestätigung erfahren und stehen die hervorragenden Astronomen, schon aus theoretischen Gründen, wohl sämmtlich auf Seiten des großen Italieners.*

* Während dieser Artikel im Druck befindlich ist, gelangt die Nachricht in die Oeffentlichkeit, daß die Frage nach der Rotation der Venus definitiv und zwar zu Gunsten Schiaparellis entschieden ward, daß daher sämtliche Schlussfolgerungen unseres Artikels als wohl begründet zu betrachten sind.

Der Astronom Lowell in Flagstaff in Mexiko hat nach den genauesten Beobachtungen fortlaufend bis zum 6. Februar d. J., unterstützt durch kräftige Fernrohre und die außerordentlich reine Luft Mexikos, 227 Zeichnungen der Venusoberfläche angefertigt, welche durch ihre Uebereinstimmung beweisen, daß die Venus der Sonne stets die gleiche Seite zukehrt, daher die Flecken gegen den Venusrand nur langsam sich verschieben, entsprechend der veränderten Richtung zur Erde infolge der Bahnbewegung der Erde und Venus.

Sonnenlicht erhalten Mondes zur Zeit seiner Sichelgestalt.

Ein reflektirender Weltkörper, ein Mond, fehlt aber der Venus und kann demnach der Lichtschimmer nur eigenes Licht und elektrischer Natur sein.

Aus allen diesen von den irdischen völlig abweichenden Verhältnissen ergeben sich nun noch eine Reihe höchst absonderlicher Zustände, welche für uns Erdenbewohner nahezu unfassbar sind.

Die Venusbewohner, vorausgesetzt natürlich, daß vernunftbegabte Wesen auf der Venus vorhanden sind, kennen nicht den Wechsel von Tag und Nacht, keine Jahreszeiten, überhaupt keine Zeitrechnung, denn nur ein kaum merkbares An- und Abschwellen der meteorologischen Prozesse, sowie der Lebensfähigkeit der organischen Welt, entsprechend der Sonnennähe und Sonnenferne, bezeichnet ein Jahr.

Ein Sternenhimmel ist, vielleicht mit Ausnahme des Rätelpoles und sehr hochliegender Gebirgsländer, unbekannt, da der den Venusball umhüllende dichte Wolkenmantel die Lichtpunkte des Weltraumes verdeckt.

Aber auch den wenigen Punkten, welchen ein Blick in den Weltraum vergönnt ist, zeigt sich ein fast unbeweglicher Sternenhimmel.

Langsam ziehen die Gestirne vorüber, erst nach einem vollen Venusjahr ihren Ausgangspunkt wieder erreichend. Uhren und eine Zeitrechnung würden also für die Venusbewohner unbekannte Dinge sein, eine Geschichtswissenschaft hätte dort mit auf der Erde völlig unbekanntem Schwierigkeiten zu kämpfen.

Wie bereits mehrfach erwähnt, befindet sich die Sonne beständig im Zenith des Licht- und Wärme-poles, dort ist also eine kreisförmige Glühzone, welche wegen der Höhe ihrer Temperatur für eine Welt lebender Geschöpfe nicht geeignet sein dürfte.

Ringsförmig umspannt diese eine heiße Zone, welche, wenn es erlaubt ist, irdische Verhältnisse als Maßstab zu verwerthen, von einer äußerst üppigen Vegetation bedeckt sein muß. Schnell werden, da der

irdischen ähnliche nächtliche Ruhepausen, sowie winterliche Unterbrechungen fehlen, die Gewächse Höhepunkt und Reife erreichen, aber dementsprechend auch schnell wieder zerfallen und absterben.

Die große Feuchtigkeith, Wärme und das durch den dichten Wolkenschleier gebrochene Licht machen aber nur die Existenz einer Welt niederer Pflanzen wahrscheinlich, erzeugte doch auch der ununterbrochene Tag unserer Erde zur Tertiärzeit, welcher ähnliche Lebensbedingungen bot wie die heutige Venusoberfläche, ursprünglich ebenfalls vorzu-, sowie blüthenlose Pflanzen, üppige Farren und verwandte Gewächse.

Auf diese erwähnte heiße Zone folgt, ebenfalls ringsförmig, eine kühlere, gemäßigte Zone, welche die Sonne beständig am Horizont oder doch in dessen Nähe hat, mit einer weniger üppigen Pflanzenwelt, entsprechend der geringeren Wärme.

Auf der nur durch Lichtbrechung oder garnicht beleuchteten Hemisphäre folgt dann ein Gebiet mit der Annäherung zum Rätelpole immer dunkler werdender Dämmerung, welche schließlich in völlige, nur durch elektrische Leuchtprozesse gemilderte Nacht übergeht.

Einiger Verhältnisse müssen wir nun noch gedenken, welche der Pflanzenwelt ein ganz eigenartiges Gepräge aufdrücken müssen.

Erstens der beständig in annähernd unveränderlicher Richtung sich bewegenden Luft- und Wasserströme, dann der Fiktion der Licht- und Wärmequelle, welche das Wachstum der Pflanzen nur in ganz bestimmter Richtung ermöglichen.

Ein an eine Märchenwelt gemahnendes wunderbares Bild wird daher die Vegetation bieten, dem nichts Irdisches zu vergleichen.

Die Pflanzen werden unabwieslich sämtlich nach einer Richtung wachsen, in der Dämmerungs- und gemäßigten Zone kriechen, in der heißen dagegen das märchenhafte Bild allgemeiner, gleichmäßiger Schrägstellung, entsprechend dem Lichtreiz und der Windrichtung, darbieten.

Die beigelegte Ideallandschaft, der wir der Wahrscheinlichkeit entsprechend und da wir nichts Näheres wissen können, eine Flora geben, ähnelnd unserer Kryptogamenwelt, etwa der Steinkohlenzeit der Erde, zeigt das Frappirende dieser allgemeinen Schrägstellung, eines Sonnenkultus der Pflanzenwelt. (Siehe Abbildung 3.)

Diese Schrägstellung wird auch auf der Nachthälfte vorhanden sein, falls diese Leben beherbergt, was wohl wahrscheinlich, da Lebensbedingungen, d. h. Wärme und Wasser, vorhanden, hier natürlich lediglich als Folge der ewig gleichen Richtung der Winde und Gewässer.

Stellen wir nun schließlich die Frage, ob es wahrscheinlich ist, daß die Venus gleich der Erde intelligente Bewohner beherbergt, so muß darauf erwidert werden, daß, nach irdischen Analogien zu urtheilen, die ganzen Verhältnisse der Venus einer höheren geistigen Entwicklung nicht gerade günstig sind.

Das ewige Einerlei der meteorologischen Verhältnisse, der Mangel eines freien Sternenhimmels, welcher beständig durch einen düsteren Wolkenschleier erfest ist, der Mangel von Zeitunterschieden, die Leichtigkeit der Erlangung der Nahrung bei der vorauszusetzenden üppigen Vegetation, alles dieses sind Faktoren, welche keinerlei Anlaß zu einem geistigen Emporspringen geben dürften.

Aus Allem erhellt nun, daß die Venus thatsächlich den Namen einer Märchenwelt verdient, deren Verhältnisse, trotz vielfacher Uebereinstimmung mit denen der Erde, unendlich abweichen von allem uns Bekannten.

Man übersehe dazu nicht, daß alle unsere heutigen Erdörterungen nicht etwa Phantasiegemälde sind, sondern auf höchst einfachen Schlüssen beruhen und unausführbar dastehen, falls nur die Entdeckung Schiaparellis unerschütterlich bleibt, woran allerdings kein Fachmann zweifelt.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Vorwiegend. (Zu unserem Bilde.) „Ah, endlich einmal allein!“ mag der Dreifüßler geacht haben, als Mutter ein dringendes Geschäft vom Herde abgerufen hatte. Nun aber rath die Gelegenheit benutzte und zugeschaut, wie weit der schöne Kreis schon ist. Der grobe Holzschmel wird herbeigeholt, einige Augenblicke mühseligen Hängens und Wägens, und man steht oben, hoch oben, als Beherrscherin der Situation.

Keck greifen die beiden dicken Händchen der kleinen Neugierde nach dem langen Stiel des Kasserolls und ziehen es vom warmen Herde weg, dicht unter die kleine Stumpfnase, die, vorausgehend, begierig den süßen Duft des weissen Breis einhaucht. Aber ei! Es ist doch schwerer zu halten auf die Dauer, als sich die kleine Köchin eingebildet hatte. Das glänzende Kasserolle hängt an zu wackeln, die Nerven an zu zittern — und da! ein erster Schwaps und ein Theil der köstlichen Speise fließt bereits über den metallenen Rand zu Boden. Und die Arbeit der kleinen Häute wird immer schwieriger. Soll sie die Mutter rufen? Sie wird sie schelten. Soll sie es nicht? Dann wird es nicht mehr lange dauern und die ganze süßduftende Herrlichkeit liegt auf der Erde.

Es ist ein böser, kritischer Augenblick für das kleine pampbändige Mädel, und doch vielleicht ganz heilsam, sofern es für die Zukunft die Lehre daraus entnimmt, daß es nie gut ist, vor der Zeit in Dinge sein Köschen hineinzustecken, von denen man nun einmal noch nichts versteht.

Vater und Mutter zugleich. (Zu unserem Bilde.) Kann nicht der erste bleiche Strahl des Morgenlichts sich durch die Lädenrinnen hinein in die elende, armselige Kammer droben unterm Dach, da heißt es für ihn auch schon aufstehen, sich fertig machen zu des neuen Tages Laß und Arbeit.

Und doch, so schwer, so mühselig sie ist, so lang der Lohn, den man ihm dafür zahlt, es liege sich immer noch ertragen, hätte er daheim nicht sein armes, krankes Kind, einsam, verlassen, ohne Mutter, ohne Pflege. Er selber hat den Tag über nicht Zeit, nach ihm zu sehen, nach seinen kleinen Wünschen, Beschwörungen sich zu erkundigen; dafür ist die Banstelle ja zu weit entfernt, die Mittagspause viel zu knapp bemessen.

Und eine Wärterin oder sonst einen Menschen sich zu halten, das mügen Die thun, die es darnach haben; sein Geld giebt es nicht her. So muß er sich darauf beschränken, des Abends, wenn er todmüde heimgekehrt,

und des Morgens, wenn er zu neuer Arbeit ansieht, sich um sein Kind zu kümmern. Aber dann scheint er auch seine Fürsorge, seine Liebe zu verdoppeln.

Fürzlich wie eine Mutter nimmt er sein armes, bleiches Mädel auf den Schooß, und, indem er mit starkem Arm den schwachen Rücken stützt, fährt seine Rechte Löffel für Löffel von der warmen Suppe den sehnsüchtig geöffneten Lippen seines Kindes zu.

Was würde er nicht darum geben, wenn er ihm eine kräftigere Nahrung bieten, wenn er es besser hegen und pflegen könnte!

Allein es geht nicht. Heute wenigstens vermag ein Vater, wie er, wenn er auch von früh Morgens bis zum späten Abend seine Hände rührt, auch dem theuersten seiner Kinder nicht mehr zu bieten.

Ob es immer so bleiben wird, so bleiben muß? — Für den, der stets das Seine thut, der menschlichen Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, gewißlich nicht. Und wenn so Alle denken, Alle handeln — wird, muß die Gerechtigkeit auch endlich siegen.

Gedankensplitter.

Das Blut (der verfolgten Volks- und Vaterlandsfreunde) wird gefordert werden von den Händen der Rathgeber und Schriftsteller, die, in die Anbetung der willkürlichen Macht vertieft, die Fürsten durch Phantasmagorien ängstigen und dadurch von einem falschen Schritt zum anderen treiben, die ihren Dienstleister dadurch zeigen, daß sie Harz und Schwefel in die Wunden tragen.

So lange der Fürst sich ein Edelmann denkt (hente sagen wir lieber: dänkt), und leider ist das überall verfassungsmäßig, ist im Staate kein Civismus (echte Bürgerlichkeit) möglich; und ohne diesen ist der Staatskörper ohne Seele.

Aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir Alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört, als ein ewig unverfügbarer Quell höchsten künstlerischen Genusses. Richard Wagner.

Eine sehr zahlreiche siechende Armee ist ein Vorwand zu übermäßigen Auflagen, ein Mittel, den Staat zu entkräften, ein Werkzeug, die Bürger zu Sklaven zu machen. Montesquieu.

Was den ränkevollsten demagogischen Antrieben (1819) unten nimmer gelungen wäre, das friedliche und gemäßigte deutsche Volk in allen seinen Elementen und Tiefen aufzuregen und zu erbittern, das haben Die, so von oben die Sache bei dem langen Arme des Hebels angegriffen, glücklich zu Stande gebracht. Görres.

Schnitzel.

Das Staatsschiff herbergt seine Ratten, Die werden fett und haben's gut. Wird leet das Schiff auf Fels und Watten, Dann erst vergeht die böse Brut.

Der auch nur Einen knechtet, Der sei von Allen geachtet.

Daß man den Geist je könne beschränken, Das können nur Beschränkte denken.

Das Recht ist zu belachen, Das man nie kann geltend machen.

Der Ahnen Verdienst wird oft zur Kränke, Woran der Enkel humpelt zum Glücke — Das von hat Vieles zu Wege gebracht, Doch keinen Schiller und Goethe gemacht. Der Geist läßt sich nicht reden und strecken Und beliebig in Uniformen steden.

Der Arbeit ist es vorbehalten, Aus eine bessere Welt zu gestalten.

Worte ohne Thaten Sind bleierne Soldaten.

Wohl haben große Bösewichter Auch großen Herrscherverstand, Doch wuschen sie mit der Weltgeschichte Nie rein die schmutzige Hand.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macasch, Leipzig, Oststraße 14, richten.